



Die Kannibalin.

Von Kurt Mariens.

Die kleine Indianerin schlief nun schon seit Jahren jenseits des Ozeans, an der Küste von Cornwall, in Sir George Hobarts Park herum. Von seiner letzten brasilianischen Expedition hatte der Forscher sie heimgebracht, als Kuriosum, als monströse Sehenswürdigkeit. Nun wurde er abermals aus seinen Jagdgründen in den Urwäldern des Amazonas-Stroms zurückerwartet.

Das halbwüchsige Kind mit dem derben, gedrunghenen Schädel, der lederfarbenen Haut, den Wulstlippen und den verhängten, schwarzen Schlißaugen erschien den Briten als ein Ausbund von Häßlichkeit, stieß aber jedermann vor allem dadurch ab, daß es einem Kannibalen-Stamm angehörte, also mit Menschenfleisch aufgezogen und demnach ein verabscheuenswürdiges Ungeheuer war. Man starrte sie voll Grausen aus der Ferne an und wollte nichts mit ihr zu schaffen haben.

Die Laute und Bilder ihrer Heimat waren in Janets Gedächtnis fast schon verwischt. Die ihrer neuen Umgebung wollten nur schwer darin haften. Ihr Quartier war ein Holzschuppen. Der Gärtnerbursche stellte ihr täglich einen Topf voll Brot und Milch vor die Tür. Sie hatte die Parkwege in Ordnung zu halten, im übrigen blieb sie sich selbst überlassen.

Ihr Lieblingsaufenthalt war das riesige Tropenhaus auf der Waldwiese. Dort züchtete der Globetrotter seine exotische Flora. Die gleichmäßige feuchte Wärme, die darin herrschte, tat Janets ständig fröstelndem Körper wohl. Hinter den Schlinggewächsen, unter den mächtigen Palmenwedeln konnte sie sich verdecken wie ein geheimes Bild.

„Hallo, du Biest!“ rief ihr der Burche durch die Luke des Schuppens zu. „Der Herr ist wieder da. Diesmal mit einem anderen Scheusal! Schau ins Glashaus, es wartet schon auf dich!“

Janet erschrak. Was hatten sie vor mit ihr? Etwas Gutes sicher nicht. Ach, wenn man ihr nur nicht auch noch den stillen Zuckersort verleidete!

Sie eilte hin, lauschte ängstlich, kroch behutsam und geschmeidig durch die manns-hohen Rippen, unter den Ästen der gewaltigen Bäume hin, von denen grellfarbige,

schwül duftende Orchideenblüten niederhingen. Alles blieb lautlos, sie konnte nichts Auffälliges entdecken.

Kaum aber war sie auf ihrer Streife an den Teich gekommen, auf dem die breiten, fetten Blätter der Seerosen schwammen, da sah sie am jenseitigen Ufer auf einem Para-Nußbaum ein ecksenartiges, geschupptes Tier hocken, dessen grüne Farbe sich kaum abhob von dem Laubgewirr. Auf dem Hinterkopf trug es einen hohen häutigen, spitzen, auf dem Rücken und auf dem langen, wurmartig sich verdünnenden Schwanz einen Hautkamm, mit den dünnen Zehen kratzte es sich in die Rinde. Seine goldgelben, durchdringenden Augen musterten mißtrauisch das Menschenangeficht. Langsam hob es den schmalen Kopf, blies die Kehle sadartig auf und bewachte lebhaft den Raum. Dann stürzte es sich, wie von einem Bogen geschneit, ins Wasser. Kopf und Brust erhoben, schwamm es im Kreis umher, indem es die Wellen mit den Vorderfüßen wie mit Ruderschlägen teilte und den Schwanz nach Art eines Steuerers geschmeidig hinterdrein zog.

„Zumbichi!“ rief Janet erfreut. Ja, dieses Tierchen kannte sie doch! In ihrer Erinnerung hellte sich etwas auf: als sie mit ihrer Horde in der Regenzeit den Strom entlang nach Norden zog, da war man ihnen oft begegnet. Zumbichi hatte der Häuptling sie genannt und jedesmal einen frohen Segensspruch gemurmelt, weil die Zumbichis von den Geistern gesandt sind, wandernden Nomaden den rechten Weg zu weisen.

Es lauerte sich zwischen den Bambuscothen nieder und wartete geduldig, wie sich der Zumbichi weiter zu ihr verhalten werde.

An diesem Tage wagte er sich noch nicht an sie heran, flüchtete bald wieder und lugte durch das Gestrüch unverwandt nach ihr aus. Allmählich aber ward er zutraulich, kroch zögernd auf sie zu, ließ sich von ihr mit Salatblättern und Bananenschalen füttern.

Eines Vormittags, als sich das Tierchen gerade auf einem der höchsten Äste dicht unter dem Glasdach sonnte, betraten die beiden Kinder des Gutsherrn, geführt von ihrer Gouvernante, das Tropenhaus. Sie wür-

digten die „Menschenfresserin“ keines Blickes, wünschten nur das neu eingefangene Ungeheuer einer Besichtigung zu unterziehen.

„Dort oben! Seht ihr es?“ zeigte die Gouvernante und bediente sich des Vornoms. „Das ist also der berühmte Basilisk. Sein Blick gilt von altersher für giftig, mit teuflischen Kräften ausgestattet. Mag auch Aberglaube im Spiel sein, immerhin . . . selbst die Heilige Schrift warnt vor ihm. Schon der Prophet Jeremia hat gedroht, „denn siehe, ich will Basilisken unter euch senden, die sollen auch sterben, spricht der Herr.“ Und der Prophet Jesaias lehrt: „Istet man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man sie, so fährt eine Otter heraus.“ Sir George hat ihn als abschreckendes Beispiel für alle scheinlichen Untugenden hier eingesperrt. Also hütet euch vor ihm!“ Die Kinder machten mit offenen Mündern „Doch!“ und drängten bald ins Freie.

Der Gärtner, dem das Tropenhaus anvertraut war, hatte nichts dagegen, daß die kleine Wilde nun auch ihr Lager dort aufschlug und sich darin aufhielt, so oft ihre Arbeit es erlaubte. Er fand, daß der widerliche, tief verdächtige Basilisk so etwas wie ihresgleichen sei und deshalb ruhig ihrer Fürsorge übergeben werden könne. Beide erhielten künftig das gleiche Futter, eine für das Urwald-Exemplar sorgfältig ausgewählte Pflanzenkost, mit der auch Janet sich gern zufrieden gab.

Es waren Wochen eines untrübhaften, verschwiegene Glückes, in denen sich ihre Freundschaft mit dem Zumbichi immer enger knüpfte. Rief sie nach ihm, so kam er ihr mit klinken, anmutigen Bewegungen entgegen, ringelte sich um ihre Füße, tastete sich mit seinen Krallen lachend an ihr hoch.

Am liebsten lag er in ihrem Schoß. Dann wand er sich wohligh wie ein Kästchen unter ihren streichelnden Händen und wärmte seinen kühlen Schuppenleib an ihrer Brust.

„Mein Liebling! Mein schöner Bruder!“ flüsterte sie in der Sprache ihres Stammes. „Segenspende, weise mir den Weg!“

Alle Lieder und Zaubersprüche, wie die Zhrigen sie auf dem Marsche sangen, fielen

Zukunft.

Du reiche Frau, du edle Frau,
mit deiner Hoffnung unterm Herzen,
du mächtest jubeln und erschrickst;
ich sehe dich in deinen Schmerzen,
wie du beim Schein der Ambraserzen
die feindliche Wiegendeckel hältst.

Du zählst die Fäden, silbergram
und schwarz und blutrot, und dir schweben
viel tausend Hände vor, die weben,
viel tausend graue Mutterhände,
die weben, weben ohne Ende;
ich seh dich, wie du grauig nickst
und dunkel durch dein Zimmer bläust.

Und tausend Kinder siehst du stehn,
die still an einem Strick drehn,
früh alt vor Hunger und Gedröck,
und siehst die Väter sich erheben,
alle, die häßlich müssen leben,
damit es Schönheit könne geben,
sie kürmen dein geschnüdeltes Nest:

„Madam, dies blutige Garn, wer spann es?“
Da würdest du in Todeswehen
entzückt sein, könntest du dich sehen,
wie sich zum mörderischen Fest
die schmutzige Faust des Arbeitsmannes
um deine weiße Kehle preßt.

Richard Dehmel.

Ihr wieder ein. Niedergebeugt auf die zierliche Drachengestalt, ihr Auge liebevoll in den Basilisken-Blick gesenkt, murmelte sie:

„Aus den Niederungen finstrier Dichtung,
friedriger Sümpfe . . .

Wohin? Wohin?

Unwärts über kahle Felsenlänne,
Jenseits hinab — ein neues, besseres
Land

Erstlicke uns, Geist über den Wäldern!“

Den beiden Exoten hatte Sir George nach seiner Meinung alle Lebensbedingungen verschafft, deren sie bedurften, um zu gedeihen und zufrieden zu sein: sicheres Obdach, ausreichende Kost, feuchtwarmes, tropenartiges Treibhaus-Klima, Bewegungsfreiheit in geräumiger Urwald-Landschaft. Welche Ansprüche konnten sie sonst noch stellen? Die Kannibalin und der Basilisk wären wohl selbst um eine Antwort verlegen gewesen. Dennoch scheint es, daß ihre Natur zurückverlangte nach dem Amazonas-Strom.

Janet entging es nicht, daß ihr Zumbichi von Tag zu Tag mehr dahinschwand. Er verlor seine Regsamkeit, magerte ab, verweigerte die Nahrung. Gestank und Wasser lockten ihn nicht mehr. In ihrem Schoße lag er schlaff, fast regungslos, sein kleines Herz schlug immer schwächer.

Endlich verschleierte sich auch noch sein „giftiger“ Basilisken-Blick. Mit letzter Kraft zettelte er sich in die feuchten Augen der Gefährtin, ertrank darin, erlosch.

Da nahm sie den toten Zumbichi sacht auf ihren Arm und trug ihn umher, unter den Palmen, und Orchideen. Als die Nacht hereinbrach, verließ sie heimlich mit ihm das Tropenhaus, schlich davon durch den verlassenem Park, an Wiesen und Mooren vorbei, die im Mondlicht stimmerten; der Geist ihrer fernen Wälder wies ihr durch den Zumbichi den Weg zum Ozean, dessen endlose Weite sie von der Heimat trennte.

Trotzlockend vernahm sie das dumpfe Brausen seiner Wogen, die an Cornwallis

Rüste brandeten. Ungebuld beflügelte ihren Schritt. Sie lief und sang dazu:

„Fern hinab, ein neues, besseres Land
Erstlicke uns, Geist über den Wäldern!“

Der Gärtner mußte Sir George melden, daß die Kannibalin samt dem Basilisken auf rätselhafte Weise verschwunden seien und

trotz eifrigen Durchsuchens der ganzen Gegend nicht hätten aufgefunden werden können.

Sir George schüttelte verwundert den Kopf und ärgerte sich ein wenig über den Verlust der beiden seltenen Exemplare.

Zwei Geschichten von Andersen.

Der dänische Dichter H. C. Andersen, der auch viele schöne Märchen geschrieben hat, erzählt die folgenden Geschichten im „Bilderbuch ohne Bilder“. Sie stellen eine Art von Reportage aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts dar.

Ein Knabe auf dem Königsthron.

„Gestern,“ sagte der Mond, „sah ich auf das bewegte Paris herab, meine Augen drangen in die Gemächer des Louvre. Ein altes Großmütterchen, armelig gekleidet — sie gehörte zur Volksklasse — folgte einem aus der niederen Dienerschaft in den großen leeren Thronsaal; diesen wollte sie sehen, müsse sie sehen. Es hatte sie manches kleine Opfer, viel Beredsamkeit gekostet, ehe sie bis hierher gelangt war. Sie faltete die mageren Hände und sah sich feierlich um, als wenn sie in einer Kirche stände. „Hier war es!“ sagte sie, „hier!“ und sie näherte sich dem Thron, von welchem der reiche, goldverbrämte Sammet herabhing. „Da,“ sagte sie, „da!“ und sie deutete ihre Knie und küßte den Purpurteppich — ich glaube, sie weinte. „Es war nicht dieser Sammet!“ sagte der Diener, und es spielte ein Lächeln um seinen Mund. „Aber hier war es doch!“ sagte die Frau, „so sah es hier aus!“ — „So,“ antwortete er, „und doch nicht so; die Fenster waren eingeschlagen, die Türen herabgerissen und Blut auf dem Boden. Sie kann doch sagen: Mein Enkel ist auf dem Thron Frankreichs gestorben!“ — „Gestorben!“ wiederholte die alte Frau; ich glaube nicht, daß noch ein Wort gesprochen wurde; sie verließen auch bald den Saal, die Abenddämmerung brach herein und mein Licht bestrahlte doppelt hell den reichen Samt auf Frankreichs Thron. Wer glaubst du, daß die alte Frau war —? Ich will dir eine Geschichte erzählen. Es war in der Julirevolution, gegen Abend, an jenem glänzendsten Tage des Sieges, als jedes Haus eine Festung, jedes Fenster eine Schanze war; das Volk stürmte die Tuilerien. Frauen und Kinder sogar waren mitten unter den Kämpfenden; sie drangen in die Gemächer und Säle des Schlosses. Ein armer, kleiner Knabe in Lumpen kämpfte mutig zwischen den älteren Kriegern; tödlich verwundet von mehreren Bajonettschüssen sank er zu Boden, es war im Thronsaal und man legte den Blutenden auf Frankreichs Thron und wickelte den Samt um seine Wunden; das Blut strömte über den königlichen Purpur. Welch ein Bild! Der prächtige Saal, die kämpfenden Gruppen! Eine zerbrochene Fahne lag auf dem Boden, die dreifarbige Flagge wehte auf den Bajonetten, und auf dem Thron der arme Knabe mit dem blauen, verklärten Gesicht, die Augen zum Himmel gerichtet; während die anderen Glieder im Todeskampf zuckten; seine nackte Brust, seine armelige Kleidung und halb sie bedeckend die Draperie des reichen Sammet mit den Silberstickereien. An des Knaben Wiege war prophezeit worden: „Er wird auf Frankreichs Thron sterben!“ Das Mutterherz hatte von einem neuen Napoleon geträumt. Meine Strahlen haben

den Immortellenkranz auf seinem Grabe geküßt, meine Strahlen haben in der Nacht die Stirne des alten Großmütterchens geküßt, als es träumte, und das Bild sah, das du hier zeichnen kannst: „Der arme Knabe auf Frankreichs Thron!“

Der Tod in Grönland.

Es war wieder klare Luft; mehrere Abende waren verflossen, er stand im ersten Viertel; ich erhielt wieder die Idee zu einer Skizze — höre, was der Mond erzählte.

„Ich folgte dem Polarvogel und dem schwimmenden Walfisch nach Grönlands Ostküste; nackte Felsen mit Eis und Schnee umschließen ein Tal, wo Weiden und Heidelbeer in reicher Blüte standen; die duftende Lychuis verbreitete süßen Geruch; mein Licht war matt, meine Scheibe blaß wie der Wasserklee Blatt, das seit Wochen, von seinem Stengel losgerissen, auf dem Wasser herumgetrieben; die Nordlichtkrone brannte, ihr Ring war breit, und die Strahlen gingen wie wirbelnde Feuerfäden über den ganzen Himmel hin und spielten in Grün und Rot. Die Nordländer sammelten sich zu Tanz und Lustbarkeit, aber sie staunten nicht, denn es war eine für sie gewohnte Pracht: „Laßt die Seelen der Toten mit dem Haupt des Walrosses Ball spielen!“ dachten sie nach ihrem Glauben und hatten nur Sinn und Auge für Gesang und Tanz. Mitten im Kreise stand, ohne Pelz, der Grönländer mit seiner Handtrommel und stimmte einen Gesang vom Seehundsfang an und der Chor antwortete: „Eia, eia, a!“ und hüpfte in seinen weißen Pelzen im Kreise herum; es sah aus wie ein Eisbärenball. Augen und Kopf machten die kühnsten Bewegungen. Nun begann Geräch und Urteilspruch. Die, welche sich entzweit hatten, traten auf und der Beleidigte nannte aus dem Stogreif die Fehler des Gegners, keck und höhnisch, und alles unter Tanz zur Trommel; der Angeklagte antwortete ebenso schlau, während die Versammlung lachte und das Urteil zwischen ihnen fällte. Die Berge dröhnten, die Gletscher krachten, die großen stürzenden Massen lösten sich im Fall in Staub auf; es war eine grönländische schöne Sommernacht. Hundert Schritte davon, unter dem offenen Zell aus Fellen, lag ein Kranz, noch strömte das Leben durch sein warmes Blut, aber er mußte doch sterben, denn er glaubte es selbst und alle rings umher glaubten es; deshalb nähte seine Frau bereits den Fellüberzug um ihn fest, um später den Toten nicht berühren zu müssen und sie fragte: „Willst du auf dem Berg in den festen Schnee begraben werden? Ich werde die Stelle mit deinem Kasak und deinen Pfeilen schmücken! Der Angestof soll drüber hintanzug! Oder willst du lieber ins Meer verjagt werden?“ — „Ins Meer!“ flüsterte er und nidte mit einem wehmütigen Lächeln. „Das ist ein angenehmes Sommerzelt!“ sagte die Frau, „da springen Tausende von Seehunden, da schläft das Walross zu deinen Füßen und die Jagd ist dort sicher und lustig!“ Und die Kinder rissen

heulend das ausgespannte Fell von dem Fenster, daß der Sterbende zum Meer geführt werden konnte, zum wogenden Meer, das ihm im Leben Nahrung gegeben, nun Ruhe im Tod. Sein Grabdenkmal wurden die schwimmenden Eisberge, die Tag und Nacht wechselten. Der Seehund schlummert auf der Eiskante der Sturmvoegel fliegt drüber hin."

Spiel mit Wörtern.

Lustige Anekdoten.

Ein Meister und leidenschaftlicher Freund des Wortspiels, einer, der morgens mit einem Wortwitz erwachte, abends mit einem andern einschlief, war der Dirigent Hans von Bülow. Die Inhaberin einer Trambude an der Potsdamer Brücke, eine besondere Bülow-Verehrerin, an deren Häuschen er Erfrischungen zu nehmen und Zeitungen zu kaufen pflegte, nannte er seine „Sodaliste“; nicht minder wichtig, wenngleich recht boshaft, ist ein Wort, das er einst auf die Mutter der Pianistin Emma Koch prägte: „Das emaillierte Kochgeschirr“, so bezeichnete er die ihre Tochter behütende Matrone.

Ein anderer fanatischer Wortspieler, der Humorist Saphir, verfeindete sich einst in Berlin mit einer Gesellschaft von Künstlern, die sich „Mittwochsgesellschaft“ nannte. Von nun an schrieb er den Namen stets so: Mittwochsgesellschaft.

In Berlin bestand eine Weinhandlung, deren Inhaber die nicht ganz ungewöhnlichen Namen „Fischer & Müller“ führten. Bei einem Festessen, zu dem diese Firma den Wein geliefert hatte, waren auch die beiden genannten Herren zugegen, auf die Saphir dann diesen Toast ausbrachte: „Unsere geachteten Mitbürger, die Herren Fischer und Müller, leben hoch!“

Der Hamburger Syndikus Gries (sein Name wird in Hamburg noch durch die Griesstraße erhalten) war in Wien in einer Gesellschaft Friedrich von Schlegel vorgestellt worden. Als er ihm einige Zeit später wieder begegnete, tat Schlegel, als erinnere er sich seiner kaum noch, bis er zögernd in die Worte ausbrach: „Ach so, Herr Grindikus Süß, nicht wahr?“ Die Antwort lautete: „Ich kenne Sie sehr wohl, Herr Schriedrich von Flegel!“

„Wissen Sie, was besonders traurig ist?“ fragte Kästner, der berühmte Spötter, einst einen Bekannten und fuhr ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Wenn man im Mai der Liebe, nämlich im Juni, seine Juli mit einem August zusammen findet.“

Vor dem weit und breit bekannten Stuhl in London war seinerzeit Meister Mathias Rauchgut der Modeschneider Londons. Ein junger Mann in sehr verdächtigem Kostüm wurde bei Rauchgut eines schönen Tages vorgestellt und sagte, er wäre ein wegen eines Duells flüchtig gewordener Student. „Haben Sie Papiere, um sich auszuweisen, daß Sie tatsächlich Student sind?“ fragte der Meister. „Nein!“ — „Wenn Sie Student sind, müssen Sie Verse machen können.“ war Rauchguts Aufsicht. „Die kann ich schmieden!“ antwortete der junge Mann. „Nun, so machen Sie einen Vers auf meinen Namen, damit ich mich von der Wahrheit Ihrer Angaben überzeugen.“ sagte wieder Rauchgut, und der Student dichtete:

„Ihr Name, Herr Rauchgut,
war ohne R auch gut!“

Die Delquelle.

Von Heinz Eisgruber.

Meister John Daks in Kalifornien war ein Beobachter. Entweder griff er nicht schnell genug zu, wenn irgendwo sich eine Chance bot, oder er griff wohl zu, jedoch daneben. Das peinlichste Erlebnis hatte er, als er einmal zu schnell zugriff. Er hatte nun schon so oft zu langsam zugepackt und daneben gegriffen, daß er sich geschworen hatte, beim nächsten Male weder zu zaudern, noch daneben zu greifen. Aber viele Menschen tragen ihr Schicksal im eigenen Busen, und Meister Daks gehörte zu dieser Sorte.

Meister Daks besaß ein Grundstück. Wenn man in Kalifornien ein Grundstück besitzt, dann besitzt man es in 90 von 100 Fällen zum Spekulieren. John Daks' Grundstück hätte, wenn es hätte erzählen können, ganze Romane über Spekulationen zu erzählen vermocht. Es hatte in allen goldenen Zeitaltern Kaliforniens als Spekulationsobjekt gedient. Im Zeitalter des Goldes machten Goldsucher damit Geschäfte, nicht etwa, indem sie dort Gold fanden, im Gegenteil, indem sie darin Gold vergruben, damit diejenigen, die nicht alle werden bei der Jagd nach dem Rammon, darauf hereinsfielen und eine Goldader in dem Grundstück vermuteten. Aber außer den kleinen Nuggets, die man als Klöder vergraben hatte, fand sich auch nicht eine Unze. Später, als das Zeitalter des goldenen Weizens über Kalifornien herüberbrach, wurde das Grundstück als Weizenparado gerühmt. Aber es wuchs nichts darauf. Auch im Zeitalter der Apfelsine weigerte sich das Grundstück Daks, auch nur die häßlichste Apfelsine hervorzubringen. Warum, wußte niemand. Es wuchs einfach nichts auf diesem öden, merkwürdigen Stück Land. Meister Daks erfuhr die Ursache im Verlauf dieser Geschichte. Aber da war es zu spät.

Gegen Ende des Apfelsinenzeitalters geriet das Grundstück in die Hände von Daks. Er begutete sich die Sache von hinten und vorn und fand, daß das Grundstück geeignet sei zu einer Hundewettrennbahn. Damals meinte jeder Besitzer eines sonst unverwertbaren Grundstücks, er müsse unbedingt darauf einen elektrischen Hasen laufen lassen. Aber Daks hatte nun einmal Pech: als er sich definitiv zu dem Entschluß durchgerungen hatte, die Hundebrennbahn einzurichten, da mußte er feststellen, daß sein Nachbar Meister Sinclair ihm bereits zuborgekommen war. Meister Sinclair hatte auf seinem eigenen, angrenzenden Grundstück die Idee bereits mit Erfolg durchgeführt.

Meister Sinclair war das vollkommene Gegenstück zu Meister Daks. Alles, was er anfasste, glückte ihm. Gegen solche Konkurrenz kam Meister Daks einfach nicht an. Daks war ebenso wütend über sein eigenes Pech wie über Sinclairs Dussel. Und eines Tages beschloß er, dem Geschick eine eiserne Stirn zu bieten und auf Kosten des glücklichen Meister Sinclair das eigene Stück ein wenig anzufurbeln. Also kaufte er drei Tonnen Petroleum und neigte nächtlicherweise sein ödes Grundstück damit. Dann lud er den glücklichen Nachbarn zum Lunch, ging anschließend mit ihm ein bißchen spazieren und kam dabei wie zufällig auch auf das petroleumgetränkte Grundstück. Kaum hatten sie den Platz betreten, da hob der immerfixe Sinclair seine Nase schnuppernd in den Wind. Das roch ja nach Petroleum! Er warf einen mißtrauischen Blick auf Meister Daks. Aber der sah — er war ein guter Schauspieler

— harmlos nach den Bößchen und meinte, der Wind würde wohl noch ein Weilschen anhalten. Meister Sinclair war gleicher Meinung und ließ wie von ungefähr sein Taschentuch fallen. Verdammst, da war nicht zu zweifeln: Petroleum! Ein richtiger Delsied war auf dem Taschentuch. Es stand nach ungezählten Dollars.

Andern Tags rief Meister Sinclair bei Daks an. Er habe sich überlegt, daß das Grundstück von Daks eigentlich sein eigenes Terrain recht gut abrunden würde; ob es nicht zu kaufen sei? Daks rieb sich die Hände und meinte, er könne sich nur sehr schwer davon trennen; er hänge daran, und man wisse nicht, ob es als Baugrund nicht doch noch von Bedeutung werden würde. Wenn er es verkaufe, dann wolle er einen ordentlichen Bayern Geld dafür haben. Sinclair machte ein Angebot; Daks verlangte das Dreifache; Sinclair handelte eine Weile; dann sagte er zu.

Daks machte einen Freuden sprung. Diesmal war er der Schaulere und Glücklichere gewesen. Sein wertloses Grundstück war für runde, bare 10.000 Dollar losgeschlagen. Endlich war der Beschträhne Einhalt, endlich dem Glückstaumel Sinclairs Abbruch getan. War er, Daks, ein Schwindler? Hatte er auch nur ein Wort von Petroleum gesprochen? Nicht eine Silbe! Man hatte von zwei Aere Brachland gesprochen, und daß sich damit Sinclairs Grundstück gut abrunden ließe. Ueberrumpelt hatte er es ihm ja gar nicht angeboten im Gegenteil, der Nachbar hatte es ihm geradezu abgedettelt. Also durfte er ein reines Gewissen haben. Man hatte nur das Glück ein bißchen korrigiert, die Kanäle für Pech und Dussel ein wenig umgeleitet. Niemand sieht so sehr auf ein reines Gewissen wie ein Monchmacher.

Daks wusch sich die Hände von Petroleum und in Unschuld.

Aber gegen eine notorische Beschträhne ist auch mit Rogeleien nicht anzukommen. Daks sollte das auf eine geradezu fürchterliche Weise erfahren.

Eine Woche nach bejahter Unterhandlung stellte Daks feixend hinter seinen Vorhängen fest, daß Sinclair auf die 3 Tonnen Petroleum kunstgerecht und vollendet heringefallen war. Auf dem Grundstück wurden umfangreiche Vorsehrungen getroffen. Man errichtete Arbeiterbaracken, schlug an allen vier Ecken Tafeln an, auf denen zu lesen war: „Rauschen verboten“; man begann zu graben, dann zu bohren. Man bohrte eine Woche, man bohrte zwei Wochen. Tag und Nacht ratterten die Maschinen. Daks lachte sich ins petroleum und dollarduffende Fäustchen. Und Meister Sinclair der Dussel, raunte wie ein irrünftig gewordener Forterrier herum und roch und schnupperte. Aber es roch nur nach den 3 Tonnen von Meister Daks.

Bis eines Nachts — man bohrte schon in der dritten Woche — das Petroleum aufsprang. Der Strahl war so stark, daß er die Bohrergerüste in die Luft wirbelte und zwei Baracken wegschwemmte. Von den 3 Tonnen des Meister Daks roch man gar nichts mehr; es roch nach tausend Bisternen.

Zwei Tage später wußte man, daß es sich keineswegs um eine starke Quelle handelte, sondern einfach um die Bonanza des kalifornischen Delgoldes um eine Millionenangelegenheit, die den Meister Sinclair zum „Unabhän-

gigen" machte, zu einem, der dem Deltruff ein-
fach den Preis für die Quelle diktiert konnte.

Dafs bekam die Nachricht durch den Boten,
der ihm die Rechnung über 3 Tonnen Petro-
leum brachte. Er konnte von da ab nicht mehr
lachen. Er lachte nicht einmal, als die Quel-
quelle 8 Tage später durch die Undorichtigkeit
eines Besuchers in Brand geriet. Es hätte auch
keinen Sinn gehabt, denn Sinclair hatte einen
Tag vorher die Quelle bereits an den Deltruff
verkauft.

Dafs bekam ein Gallenleiden und starb
drei Jahre später.

Und so hat er auch nicht erfahren, daß
der Deltruff dem Glücksvogel Sinclair den
Kaufpreis in einem fünfjährigen Prozeß doch
wieder abgegannt hat. Denn gegen groß-
kapitalistische Trusts können auch notorische
Glücksvogel nichts anrichten.

Heinz Eisgruber.

Heiteres.

Seelenwanderung. „Von der Seelenwan-
derung bin ich felsenfest überzeugt. Ich war bei-
spielsweise einmal ein Kamel!" — „Nanu?
Wann sollte das gewesen sein?" — „Damals, als
ich Ihnen die 100 Gulden borgte!"

Ein Gentleman. Knopf besteigt mit seiner
Frau die Straßenbahn. Der Wagen ist gesteckt
voll. Ein junger Mensch erhebt sich und bietet
dem Ehepaar seinen Platz an. Knopf überlegt
nicht lange und setzt sich. „Vor dem Kriege
hatten die jungen Menschen wohlgestützte Um-
gangsformen", sagt Knopf murrend zu einem
Nachbarn. „Deute? Nichts zu merken." — „Ver-
zeihen Sie", entgegnet der Angesprochene,
„eben hat Ihnen doch der junge Herr seinen
Platz angeboten." — „Ja", meint Knopf, „aber
meine Frau steht noch immer."

Verechttigte Zurückhaltung. „Warum Max
wohl nichts mehr von mir wissen will?" —
„Vielleicht weiß er schon zuviel!"

Theophil fühlt sich einsam. Theophil in-
feriert: „Ach sehne mich nach einem Menschen,
der mir täglich schreibt." — Theophil bekommt
nur eine einzige Zuschrift: „Lassen Sie sich bei
meinem Schneider einen Anzug auf Kredit ar-
beiten!"

Nette Bescherung. Die Bescherung ist vorbei.
Alle Geschenke sind gründlich begutachtet wor-
den. Bislotte geht prüfend herum, vergleicht
und sucht und sucht. „Papa", ruft sie laut, daß
alle herumfahren, „wer hat eigentlich die sechs
Paar Seidenstrümpfe bekommen, die du vor
vierzehn Tagen gekauft hast?"

Arzt zum Patienten, der über Kopfschmer-
zen klagt, beruhigend: „Gieber Huber, aus den
Kopfschmerzen würde ich mir nichts machen." —
Huber: „Ich auch nicht, Herr Doktor, wenn
Sie sie hätten."

Offenherzig. Auf ihrer Wanderung durch
den nördlichen Polarkreis waren sie an eine ver-
schwiegene Bank geraten. Dort ließen sie sich
nieder. Plötzlich fragte er: „Darf ich Sie
küssen?" — „Na, glauben Sie, ich warte hier
auf den Omibuss?"

Gefährliche Briefträger. „Was macht ihr
denn da, Kinder?" — „Wir spielen Briefträger.
Wir haben schon in der ganzen Straße in jeden
Briefkasten einen Brief gesteckt." — „Wo habt
ihr denn die Briefe her?" — „In Russis
Kommode war ein gewisser Pad, mit einem rosa
Bändchen drinn."

Zwischen Südpol und Eismeer.

Eine Fülle von Wundern der Natur er-
schließt sich dem Betrachter der prächtigen
Sammlung von Bildern nach photographischen
Aufnahmen, die in einem soeben erschienenen
Buche: „Zwischen Südpol und Eis-
meer", mit Geschichten von Jack London (Ver-
lag Hesse und Beder, Leipzig, 288 Seiten, Preis
geb. M. 4.80) vereinigt sind. Es sind 137 Bil-
der aus dem Süden und Norden des weiten
Ebenrunds, Schiffe, Meereswogen, herrliche
Gestade, verlockende Landschaften, Sonnenauf-
gänge, Eisfelder, Hafenstädte, jedes einzelne
mit feinstem Geschmack ausgewählt und vor-
trefflich gedruckt. Daneben enthält das Buch
eine Reihe von Erzählungen Jack Londons, die
keiner besonderen Empfehlung bedürfen. Ein-
leitend enthält das Werk eine Würdigung Jack
Londons aus der Feder des Kapitanleutnants
a. D. Karl Jasper. Das Werk eignet sich
besonders als Geschenkbuch und wird sicher jedem
damit Beschenkten große Freude bereiten.

Was mancher nicht weiß ..

Der Puls der Menschen macht normal 72
Schläge in der Minute. Bei den verschiedenen
Tierarten ist die Zahl der Pulschläge sehr ver-
schieden. Ein ausgewachsener Elefant hat 30
Schläge in der Minute, ein Pferd 40, ein Hund
80 und eine Maus 670.

Um die Tiere gegen eine ganz besonders
gefährliche Insektenart zu beschützen, haben die
Behörden in dem amerikanischen Staat Loui-
siana angeordnet, daß die Kühe Hosen an-
zuziehen haben, die mit Gummirägern besetzt
werden.

Deutschland hat die relativ größte Anzahl
Kinos; an zweiter Stelle steht Rußland, dann
kommen England und Frankreich.

China ist in achtzehn Provinzen eingeteilt,
von denen die kleinste so groß ist wie Süd-
deutschland, die größte aber so groß wie Scan-
dinavien.

Augenblicklich leben in Nordamerika 350.000
rassefreie Indianer, über 26 Staaten ver-
teilt.

Es ist statistisch berechnet worden, daß es
zu jeder Tages- und Nachtzeit an 18.000 ver-
schiedenen Orten der Welt gleichzeitig Gewit-
ter gibt und daß im ganzen Jahr auf jede
Sekunde durchschnittlich hundert Blitze kommen.

Die Insel Helgoland war um das Jahr
1200 etwa fünf- bis sechsmal so groß wie heute.
Die roten Sandsteinschliffe werden vom Frost
in Stücke gesprengt und dann von den Wogen
zertrümmert. Am 13. September 1931 hat der
letzte große Absturz stattgefunden. Rechnungsmä-
ßig wird also eines Tages die ganze Insel
verschwinden.

Auf der kleinen Ile aux Coudres in der St.
Lawrencebucht sieht noch heute der Spinnrocken
in hohen Ehren. Die Frauen spinnen Flach-
s und Wolle und weben ihre Kleider. Niemand
braucht auf dieser primitiven Insel Mangel zu
leiden. Das Meer gibt den Bewohnern Fische,
und die Acker tragen gute Frucht. Manche der
Familien haben schon seit dreihundert Jahren
auf ihren Höfen.

Das Orientalische Institut in Chicago hat
auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse
ein Modell von dem Turm zu Babel anfertigen
lassen, der 92 Meter hoch gewesen sein soll,
also noch nicht ein Viertel so hoch wie das
Empire State Building in New York.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen.
Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65
bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 122.

Von Josef Hyna, Doctomik.

Schwarz: Ke3; Sd6, f6; Td4; Bc1, d2, f3, h2 (8).



Weiß: Kd1; Df1; Tc7; Lb2, b7; Sf2, h3; Bd4 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erschei-
nen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz,
einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 119: Dh3-e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genos-
sen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Ru-
dolf, Schmiech Ferdinand, alle aus Wittau; Hyna
Josef, Hyna Franz, Adam Johann, alle aus Doctomik;
Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Teich; Giese
Josef u. Friedrich Anton, Markersdorf; Jung Ru-
dolf, Kleinprießen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b.
Daida; Schumpe Emil, Wobank; Dänneberg Emil,
Teich; Kropf Rudolf u. Rudolf Gustav, Kloster-
grab; Veselof Gustav u. Bavrina Wenzel, Arbesau;
Fieber Junaard, Teich; John Josef, Kroditz;
Ortmann Emil, Katharinberg; Döhner Max, Wä-
dorf Adolf, Pochmann Reinhold, alle aus Teich;
Bisgarth Hermann, Neu-Witzsch; Trütsch Gustav,
Witzsch; Zeltmayer Artur, Zweitnitz.

V. Kreis 1. Bezirk.

Die Einteilung um die Bezirksmeisterschaft
wurde nachfolgend getroffen:

1. Runde am 29. Jänner:

Kleische gegen Schönfeld in Kleische, „Spilker“,
Türnik gegen Arbesau in Ruffia, „Volkshaus“.

2. Runde am 5. Feber:

Türnik gegen Kleische in Türnik, „Engel“,
Arbesau gegen Schönfeld in Ruffia, „Volkshaus“.

3. Runde am 12. Feber:

Schönfeld gegen Türnik in Schönfeld, „Bo-
nisch“.

Arbesau gegen Kleische in Ruffia, „Volkshaus“.
Der Weltkampf Türnik-Arbesau mußte auf
einen späteren Termin verschoben werden, da Arbesau
die Meldungen zu spät einbrachte.

Zum Vereinsturnier der Schach-
sparte Türnik siegte Gen. Priskaf mit
13 Punkten, nach ihm folgen: Bohr 12, Gumpel 11,
Doffmann 10, Cufaba 9, Kleisch 8, Süßler 7,
Weis 6 Punkte uhm.

Schachsektion Kleische hat ihr Vereinstur-
nier foloend beendet: Diebitz und Dubitski je
6 Punkte, Wendler 5½, Rindrich 3½, Kronich u.
Guth je 3, Matke 1, Prohl 0 Punkte.

Schachsektion Eichwald gelang es
gegen die spielstarke Schachsektion des tschechischen
Brudervereines D.L.N. Rudmanteil mit 5½:2½
zu siegen. Obgleich die Rudmanteil mit einigen
schwächeren Spielern angetreten waren, ist das ein
voller Erfolg der Eichwalder Mannschaft.

Schachsparte „Atus“, Rudmanteil
remisierte im Retourenspiel gegen D.L.N. Rudmanteil
mit 4½:4½ Punkten. Auch hier waren die tsche-
chischen Genossen nicht in ihrer gewohnten Aufstel-
lung angetreten.